

[Nachdruck verboten.]

Berliner Weihnachts-Skizzen.

Von Christoph Will.

Alle Jahre richtet sich zu Weihnachten der aufmerksame Blick der Familienmutter und meist auch der Herrin auf die Ordnung der Festmahlung und die Ueberwachung der Nahrungszufuhr. Der verdorbene Magen ist leider ein sehr häufiges und sehr übles Weihnachtsgeschick und die Betrachtungen über Hunger und Durst zu Weihnachten sind zwar für Manche, der des Guten zu viel gethan, ein etwas langweiliges, aber doch sehr lehrreiches Kapitel. Hunger und Durst sind die Folgen und die Zeichen des Nahrungsbedürfnisses. Die Gefühle entstehen aus den allgemeinen Veränderungen des Blutes, welche eine veränderte Ernährung der Nerven bedingen, in Verbindung mit den örtlichen Veränderungen und dadurch bedingten Gefühlen, welche der Hunger im Magen, der Durst im Munde und Rachen zunächst und vorzüglich hervorbringen. Daher kann das Gefühl des Hungers durch Wasser, dasjenige des Durstes durch Beugen des Mundes, selbst durch Widerbeschäftigung, wenn auch nicht gestillt werden. Denn die Beschäftigung des darzubenden Blutes und der schlechte Ernährungszustand der Nerven werden dadurch nicht beseitigt. Anfüllung des Magens, auch solche mit gleichgültigen, wenig oder gar nicht nährenden Stoffen bewirkt zwar ein Gefühl von Völlerei, welches oft mit Sättigung verwechselt wird, aber keine Sättigung. Denn diese, mit ihrem Wohl- und Kraftgefühl verlangt die vollständige, den Bedürfnissen des Lebens entsprechende Ernährung des Blutes, wie der Muskeln und Nerven.

Die Er- und Trinksucht, geringere Grade des Hungers und Durstes, welche bei fehlender Befriedigung rasch zu diesen mächtigen Gefühlen anwachsen, äußern sich in allen Lebensaltern, und setzen in ziemlich bestimmten, wenigstens nach mancherlei Verhältnissen wechselnden Zeiten wieder. Je rascher der Stoffwechsel ist, desto häufiger stellt sich die Er- und Trinksucht ein; daher in der Jugend und so lange das Wachstum dauert, häufiger als bei Erwachsenen; bei körperlicher und geistiger Arbeit häufiger und heftiger, als in der Ruhe.

Die heranwachsende Jugend verspürt alle vier, fünf Stunden das Nahrungsbedürfnis, welches mit schnellem Wachstum steigt; nur der Schlaf erlaubt größere Pausen. Dem Manne genügt es, alle vier bis sechs Stunden Nahrung zu sich zu nehmen, wenn nicht schwere Arbeit oder ungewöhnliche Menge und Beschaffenheit der Speisen das Bedürfnis häufiger und dringender wiederholen lassen; die Er- und Trinksucht ist meistens mit zwei täglichen Mahlzeiten hinlänglich befriedigt. Auch der Jüngling wehrt sich beim Essen häufiger als beim Jüngling, noch fester beim Manne, am leichten beim Weibe. Frauen haben im Ganzen wegen ihres schwächeren Stoffwechsels geringeres Nahrungsbedürfnis als Männer.

Wohlgelächter, fettleibige und gemüthliche Menschen haben, wenn sie nicht durch Gewohnheit gestiftet sind, weniger Nahrungsbedürfnis und namentlich weniger Durst als hagere, reizbare, empfindliche Menschen, welche durch Hunger und Durst, auch bei voller Befriedigung ihrer Er- und Trinksucht am Tage, sogar nicht selten des Nachts aus dem Schlafe erweckt werden. Manche Menschen der ersten Art können bei heftiger und ruhiger Lebensweise kein anderes Bedürfnis zu sich, als das in der gewöhnlichen Nahrung enthalten.

Was den Stoffwechsel beschleunigt, vermehrt auch die Er- und Trinksucht, zunächst alle Anstrengung, nicht bloß Handarbeit und Märsche, sondern auch Sprechen und Singen, Thätigkeit der Sinne und des Hirns, Nachtwachen, angepöbeltes Denken, erregende Gemüthsbewegungen, besonders heftiger Zorn, ausgelassene Freude. Der Durst wird besonders durch diejenigen Bewegungen befördert, welche die Verdunstung von Wasser im Munde, im Rachen und in den Lungen vermehren, also durch lebhaftes Sprechen, Reden, Declamiren und Singen, durch das Spielen von Blasinstrumenten u. dgl. m., sowie auch durch die Gewohnheit, mit offenem Munde statt durch die Nase zu athmen.

Kalte Witterung steigert auch die Er- und Trinksucht. Auch kalte Nahrung haben dieselbe Wirkung. Man schließt sich gegen Kälte so gut wie gegen Hunger durch vermehrte Nahrungsaufnahme.

Durst wird um so mehr erregt, je wärmer und trockener die Luft ist, in der wir athmen; vorzugsweise wenn die Verdunstung noch zugleich durch Bewegung der Luft oder durch die Windluft und das Athmen steigende Thätigkeit befördert wird. Daher wird im Sommer mehr getrunken als im Winter, in heißen Gegenden mehr als in kalten. Auch in sehr warmen Zimmern und an Orten, wo viele Menschen verammelt sind, fühlen wir bald Durst. Die Speisen üben einen großen Einfluß auf das Entstehen des Durstes. Alle trockenen und äßigen Speisen, aus Mehlarten, Reis, getrockneten Hülsenfrüchten bestehend, sowie Kaffee, Cacao, gebrühte und geräucherter Fische, eingepöbeltes und geräucherter Fleisch, erzeugen das Verlangen zu trinken, indem sie, viel Flüssigkeit zur Auflösung bedürftig, den Speichel und Mageninhalt schnell aufnehmen. Ähnlich wirken die Speisen mit herben und scharfen Be-

standtheilen, Gemürze, Jüder und vorzüglich das Kochsalz, indem sie theils die Nerven reizen, theils zu ihrer Auflösung viel Wasser bedürfen und endlich auch bei ihrer Ausscheidung aus dem Körper viel Wasser mit fornehmen. Aus ähnlichen Gründen verursachen manche Getränke selbst Durst, wie starker Thee und Kaffee, Branntwein, alle süßen Weine u. a. m. Der Genuß von süßigen Obstsorten dagegen, wenn sie nicht sehr süß sind, süßigen Kräutern und wässrigen Kostarten ist sehr geeignet, den Durst zu stillen.

Andererseits giebt es auch Getränke und Gewürze mancherlei Art, welche die Er- und Trinksucht durch Reizung der Nerven und durch Hervorrufung der Absonderung von Magenflüssigkeit. Dagegen gehören manche feurrigen Weine, süße Branntweine (Liqueure), manche Bierarten, ferner der bittere Stoff der Pommeranzenschalen und -Blätter, durch Wasser ausgezogen, Senf, Pfeffer u. v. a. Die künstlich erzeugte Er- und Trinksucht ist insofern sehr verschieden von natürlichem Hunger. Denn kann auch bei sattem Blut und vollem Magen durch Wohlgeschmack oder durch Vorstellungen erregt werden, während der Hunger nur ein Gefühl des Nahrungsbedürfnisses ist. So finden sich auch Gefühle nach besonderen Dingen, die mit dem Hunger nichts zu thun haben, z. B. die Vorliebe der Frauen und Kinder für Süßigkeiten, die sich bei Jünglingen verliert, wohingegen der Mann kräftige Kost, saftiges Fleisch und scharf gewürzte Speisen vorzuziehen pflegt. Auch die eigentlich wässrigen Getränke des Saunenalters pflegen sich erst im reifen Alter zu entwickeln und im höheren vorzuherrschen.

Die Beobachtung dieser Hinweise während der Festtage wird sicherlich manchen Nutzen gewähren und mancher Indigestion vorbeugen.

Die Liebe zum Leben und der Wille zu sterben. *)

Von Dr. Alfred Sieber u. Berger.

Der Dichter sagt ja: Das Leben ist der Güter höchstes nicht; aber abgesehen davon, daß sich zahlreiche Dichterverworte anführen lassen, die das Gegentheil besagen, drückt jener Schiller'sche Vers wohl mehr eine ethische Regel, als eine Thatlage aus, sagt, was da sein sollte, nicht was wirklich ist. In Wahrheit hängt der Mensch an nichts Inniger, als am Dasein! Das Wort: „Todesangst“ ist als Bezeichnung der höchsten Angst Allen geläufig; der Mensch ist, in der Sprache Schopenhauers zu sprechen, durch und durch Wille zum Leben.

Gewiß hat Jeder schon einen Augenblick erlebt, in dem ihn der unaussprechbare Gedanke der Vernichtung seines Ich schaudern und schwindeln machte. Der unaussprechbare Gedanke! Es ist in der That dem Ich unmöglich, das Ich wegzudenken; in diesem Sinne ist der Tod — etwas Unabwendbares. Wie vielen Unsterblichkeitsbeweisen liegt nichts zu Grunde, als diese einfache Thatlage. Angesichts des regungslosen Reichthums des Grabes, der Verwesung, stülzt sich der Mensch verlornt, weil er den Tod nicht denken kann, den Tod zu leugnen, an die Unsterblichkeit zu glauben. Dies wird besonders jenen deutlich, welcher die Vorstellungen kennt, die sich die sogenannten „Witben“ über Tod und Jenseits machen. Für sie ist das Empfangen der Todeswunde, die Ceremonie der Beichenbestattung oft eine Epöbode im Leben, das sich in ziemlich gleicher Weise jenseits des Grabes weiterhinzieht, der Tod — ein Erlebnis, und zwar ein äußerliches Erlebnis, kein innerliches. Es würde weit von dem Ziele abführen, wenn ich dem Ursprung der Todesvorstellung nachgehen, ihre allmähliche Entwicklung verfolgen wollte. Ohne Zweifel hat eine solche Entwicklung stattgefunden; der Drang, den Tod eigentlich zu denken, ihn ernst zu nehmen, ist heute gewiß verbreiteter denn je; die materialistische Lehre hätte sonst gewiß nicht so bereitwilliges Gehör gefunden. Wer eine deutliche Kenntnis dieser Entwicklung besäße, wäre dem Verständnis vieler Geistesbewegungen, von denen die Geschichte der Menschheit erzählt viel näher; die Zeiten der Vergangenheit wären ihm nur mehr ein Buch mit sechs Siegeln. Und auch ungezählte Erscheinungen der Gegenwart, die ja gewiß die Todesvorstellung in aller Entwicklungsstadien, die sie nacheinander durchlaufen hat, in verschiedenen Köpfen friedlich und lebendig nebeneinander existiren aufweist, müßten ihm klarer sein, als irgendwem. — Wie es aber auch heute im Vergleiche zu ehe dem mit der Todesvorstellung bestellt sein mag, so meine ich, daß unsere Gedanken auch heute den lichtlosen Kern des Todes nicht berühren. Der Gleichmut, mit dem wir trotz der unermesslich unser harrenden Katastrophe, ungeführt von Todesgedanken, oft Jahre durchleben, was Pascal Befremden und Bergernig erregte, hängt damit zusammen. „Ich komme, ich gehe, ich wech, ich bleibe, ich weiß nicht wie lange, ich weiß nicht woher, ich wohin — wie kommt es, daß ich so frohlich bin?“ Die einzige Antwort, die sich der Psycholog auf diese Frage geben kann, lautet: Weil ich mir meinen Tod nicht vorstellen kann.

Aus dieser Unvollkommenheit der Todesvorstellung, auf deren vielfältige Bebeutbarkeit ich hier nur flüchtig hindeuten konnte und welche sie mit manchen anderen negativen Begriffen gemein hat, entspringt zum Theil die Meinung der Menschen, den von einem Menschen geküßerten Willen zu sterben zu bemädeln, nicht als einen echten Willen gelten zu lassen. Man kann nicht eigentlich willens sein und wollen, was man nicht eigentlich vorstellen kann. Aber auch sonst liegen genug Gründe vor, um den Willen zu sterben anzuzweifeln. Selten oder nie ist in einer Seele, welcher aus irgend welchem Grunde die Lebenslust abhanden gekommen ist, auch die Sehnsucht erloschen, sich des Lebens zu freuen. Ja in manchen Leid ist gerade dieses Verlangen nach Lebenslust das eigentlich Schmerzhafte. Je deutlicher wir uns bewußt sind, worüber wir uns grämen, desto klarer empfinden wir, daß wir nicht unbedingt traurig sind; wir lesen die Wolke, die ihren düsteren Schatten auf unser Gemüth wirft, wir wissen, daß es hell und helter in uns wäre, wenn die Wolke nicht wäre, und von Verlangen nach Helle und Heiterkeit getrieben, erschöpfen wir unsere Kräfte in Bemühungen, sie zu verschleiden. Und Derjenige, der endlich daran verzweifelt und zur tödtlichen Waffe greift, hat er wirklich das Leben nicht mehr geliebt? Hat er nicht sein Leben zerstört aus Liebe zum Leben, aus unglücklicher Liebe zum Leben? Dieser Sachverhalt hat den Dichter zu dem übertriebenen Ausspruch: „Schmerz ist der Durst der Women“ verführt und eine unbedeutliche Kenntniss desselben bestimmt die Menschen, Demjenigen, der seinen Willen zu sterben ausspricht, das willkürliche Dasein dieses Willens ins Gesicht abzulegen. Auch Jener, dem das Gesagte als allzu süßlich nicht einleuchten will, wird zugeben, daß man von Jemandem, dem etwas dergleichen zu Herzen geht, doch nicht länger leben will, süßlich nicht sagen könne, er habe mit den Dingen dieser Welt abgeschlossen. Er hat an ihnen oft nur zu viel Interesse. An den in diesem Interesse liegenden „Willen zum Leben“ hält sich nun die populäre Meinung, wenn sie Demjenigen, der sagt, er wolle sterben, zuruft: „Du weißt nicht, was Du willst; nicht sterben, leben willst Du!“

*) Einleitendes Kapitel einer rechtsphilosophischen Abhandlung über die rechtliche Bedeutung der Tödtung eines fremden Tod Verlangenden.

Die Fälle sind nicht selten, in denen Jemand nicht eigentlich das Leben, sondern nur einen unerträglichem Schmerz loswerden will. Solche Menschen sind wie Leute deren Kleider brennen und die ins Wasser springen und ertrinken; sie nehmen Gift als Anästhetikum gewährendes Narcotikum; ihr Selbstmord ist eine heilsame, aber — absolut tödtliche Operation. Ich glaube, so mancher würde Halt machen, wenn ihm eindringlich in Erinnerung gebracht würde, daß es der ganze volle Tod sei, was er sich zuzügeln wolle.

Und nun gar Viele von Jenen, denen ihr Selbstmord nur Mittel zu einem posthumen Zweck ist! In einem solchen, in reinem und lebensschaffendem Selbstvergeßen nach außen lebenden Ich ist die Fähigkeit, sich wegzudenken, oft ganz und gar unentwickelt, daß sie die Wirkungen ihres Selbstmordes vorgehen, indem sie sich als schadenfrohe Augenzeugen des durch ihren schrecklichen Tod erregten Sammers träumen. Man ist verführt, solche Selbstmörder dem zerstreuten Zimmermann zu vergleichen, der den vorstehenden Dachbalken abläßt, auf dem er sitzt, und sich dabei auf eine Brüstungsgeländer freut, die ihm dahinter erwartet, Sie sterben nicht eigentlich aus der Welt, sie leben aus ihr hinaus, sie leben in den Tag und in den Tod hinein.

Beobachtet man, daß Jemand, der sterben will, etwas will, was sich alles Lebendige auf das Grimmiigste sträubt, daß ferner die Gründe, die Hamlet stillstehen zwingen, auch heute nicht an zwingender Kraft verloren haben, wie-mag, sie gute Tod in aufgellarter Gesellschaft vorschreiben, daß auch in Jenen, dessen Lippen „ja ja“ sprechen, das Herz, „nein nein“ sage.

Die Fähigkeit, sich in einer der eigenen entgegengesetzte Stimmung eines Andern hineinzuempfinden, ist keine gemeine; wer das Leben liebt, begreift nicht, daß der Andere es hassen kann und der Schritt vom Nichtbegreifen zum Nichtglauben ist kein großer. Verlegen wir doch einen guten Theil unserer Werthschätzung der Dinge als gleichsam objektiven, sie verschönernden und verklärenden Willen in die Dinge hinein, und sehen wir doch den Lebensüberdrüssigen unruhig von dieser unferer Ichönen und guten Welt werthvoller Dinge. Ist es ein Wunder, wenn er, indem er den Werth von Welt und Leben durch Wort und That lünet, dem naiven Beurtheiler vorkommt, als ob er das Blau des Himmels, das Licht der Sonne abläugnen wollte? — Würde der Mensch sich durch den Willen unmittelbar tödten können, oder gebe es unter den Seelenzuständen des Menschen einen, der sich zum Tode verhilft, wie die Schlaftrigkeit zum Schlaf, und würde der Tod die Glieder des Lebensmüden lösen, der sich hinsetzt, um zu sterben, wie der Schlaf die Augen des Wahnbermüden schließt, der sich schlafen legt, so würde Niemand daran denken, dem Willenszu sterben, der sich in dieser milden Form des Selbstmordes ansprache, anzuzweifeln. Aber die Menschen wissen recht gut, daß der Mensch im Selbstmord nicht, mit sich einig, einen natürlichen Tod stirbt, sondern daß er, ehe

er sich ermorden kann, ein schauriges Doppelleben führen muß, und den unheimlichen Doppeltgänger betrachten sie als den Mörder des armen zweiten Ich, das ihnen als der eigentliche Mensch gilt, der leben wollte und sterben mußte. Als unwillkürlich, wie jenes Scheinwesen, den er angeht, gilt ihnen daher der selbstmörderische Wille, als willkürlich nur der Wille zu leben.

Für diesen, für Alles im Menschen das gegen den Tod ist, nimmt das Volk Parteil. Wie es im politischen Leben den Willen einer regierenden Klasse, die die eigentliche Mehrheit und Kraft des Volkes mundtödt gemacht, vergewaltigt hat, nicht als den Willen des Volkes anerkennen will, so nennt es den Willen zu sterben, obwohl er vielleicht oft genug dem entspricht, was Aristoteles das Herrschende im Menschen genannt hat, nicht den Willen des Menschen. Es folgt hierin den Aussprüche aus dem „Spektator“, von dem Dichterberg sagte, er würde sich, wenn er sich eine Krone auf die Hand aufs lassen müßte, diesen Spruch wählen und welcher lautet: The whole man must move together.

Nachlich also, wie sich Klopstock den Athleten vorstellte, stellt sich das Volk den Selbstmörder vor als einen halb Kadaverrigen, als einen Sünder wider den heiligen Geist, der, wie der Mensch den Gott läugnet, denn er glaubt, sein Leben geküßt, was er doch leben will.

Einem Aufmerksamen wird nicht entgehen, wie volkstümlich demnach die Grundlage der oft mißverstandenen Lehre des großen Freischülers von Frankfurt ist, welcher Selbstmord und Verneinung des Willens zum Leben unterscheidet und den im Selbstmorde erscheinenden Willen nicht als Verneinung, sondern als Verjahung des Willens zum Leben betrachtet.

Nach dem Gesagten kann es nicht auffallen, daß die Menschen, wenn es ihnen nicht mehr möglich ist, den Mangel des Willens zu sterben zu behaupten, doch wenigstens Mangel an diesem Willen behaupten, welche ihm einige Verbindungen in der Menschenwelt abschneiden, die ein mangelvoller Wille haben müßte. Daß also die gemeine Rede, die über viele Selbstmörder ergeht, sie hätten in einem Anfall von Sinnesverwirrung sich ein Verbot angethan. Ich lese davon ab, daß die streuge Wissenschaft im Allgemeinen wie im Einzelnen die populäre Diagnose oft genug bestreitet; mir ist hier nur wichtig, daß das Volk fast immer geneigt ist, sie zu füllen, und auch der rechtsgelehrte Denker, indem er im Falle der Tödtung eines seinen Tod Begehrenden die Verurteilung auf das „volenti non fit injuria“ wegen präsumtiver Inzurechnungsfähigkeit des Volenden ohne Weiteres von sich weist, denkt und fühlt nur als Gleich dieses Volkes, das im Schlafe Weisheit spricht, für welche die wachen Denker die Worte suchen.

Aber auch die sittliche Beurteilung bleibt dem „Verdamnten“ dessen biblische Sühle ein Geschlecht, das noch nicht in allen feinen Betreibern unter der Erde ist in zweigleibiger Erde hinter der Kirchhofmauer verscharrt, selten erparst. Ich rede hier nicht von jener Beurteilung, welche der Selbstmörder als einen fahnenflüchtigen betrachtet, der mit seinem Lebensbande bündel, beschworene Verpflichtungen zerriß und Seelen, die auf ihn haften, schmächtig in die Erde ließ. Von diesem Standpunkt der sozialen Ethik aus pflegt man den Verneinung des Willens nicht sühlig, ohne den in der Welt der Begriff „Wuth“ kann existieren, einen Festigung zu setzen. Diese Beurteilung trifft das, was am Selbstmörder nicht Selbstmord ist, ich meine jene, welche dem Willen zu sterben als solchem als einen unwillkürlichen und irreführenden die Anerkennung verweigert und ihm darum im Falle der verlangten Tödtung die Fähigkeit abspricht, etwas, was sonst Unrecht wäre, in Recht zu verwandeln.

Es ist ein uralter Verriß in uns, das Uebel in der Welt durch unlässliche Verhättnisse dessen mit menschlicher Schuld zu entschuldigen. Von der Lehre von der Erblichkeit, durch die der Tod in die Welt kam, bis zu der Zeitungsnotiz, welche der Mörder, daß ein armer Arbeiter, der eine Wittwe und fünf Kinder unterstüzt zurückließ, auf einem Steinplatte verunglückt sei, die verbindende Fäden, durch eigenes Verschulden bestritten, läßt sich dieses einfache Grundthema aus ungezählten Variationen herausheben. Der Gang, den die Gesellschaft in diesem, ist also kein durch und durch wehler. Er ist ein triumphaler Versuch, gegenüber dem wilden Netz zum Blasphemie gegenüber dem angstvollen Gefühl eigener Gefahr, welche uns angesichts marher großtügen, im ärgsten Sinne zufälligen Ereignisse übermannen, sich doch noch zu behaupten. In ihm offenbart sich ein menschlicher Charakterzug, der zwischen Wüstheit und Frömmigkeit schwankt. Jeder muß ich es mir hier verlagern, über die nicht geringen wohlthätigen Wirkungen zu sprechen, welche dieser Verriß, so unliebsamwiegend er ist, im Leben der Gesellschaft hat.

Gegenüber dem Selbstmörder wird es ihm nun aus naheliegenden Gründen besonders leicht, den Schimpf an den Schanden zu stellen. Es wird ihm um so leichter, als er sich durch eine andere Neigung der Menschenheute verstärkt fühlt, die dem Selbstmörder auch nicht fremdlich ist. Hermann Locke, der feinsinnigste Denker, spricht im Mikroskopismus von dem Rißel von Abneigung, den wir gegen Töten empfinden, der unsen Gesinnung nicht theilt; dem mißfällt, was uns gefällt, der haßt, was wir lieben. Es gilt begreiflich, daß die Abneigung des Menschen, der das Leben liebt, gegen jenen, der es haßt und schmätzt, eine allgemeine und geistliche sein wird, wie denn auch die Liebe zum Leben alle Einseitigkeitspaßionen und Antipathien in sich schließt und in jeder empfinden enthalten ist. Sollte sie nicht die Härte der sittlichen Beurteilung des Selbstmörders steigern?

Der Mensch empfindet den Werth von Zeit und Leben

religiös. Der Welt und Leben lästert — und das Volk sieht im Selbstmorde eine solche Lästerung — ist für die Meisten noch immer, was in halb vergangenem Zeit der Gotteslästerer für Alle war. Für viele Thatställe ist das Zeugniß David Strauß, des großen langjährigen, gewiss ein unerschütterliches. Um zu ergründen, wie seine beweisene „Wit“ sich zum Heftigsten verhalten, magt er in „alten und neuen Glauben“, ein phylogologisches Experiment. Er greift aus Schopenhauers „Werken auf“ („Derwiderwärtiger Lebensfalschheit“ Satz heraus und läßt ihn auf sich wirken. In der Befühl, sagt er dann, reagirt gegen beglückende Ansätze, die auf unsern Verstand als Aphorismen, auf unsern Gefühl als Blasphemien wirken, geradezu religiös.

Sterben ist und bleibt ein mythisches Ereigniß; Sterbenmachen ist kein Werk für Sterbliche. Wenn Selbstmorde wie bei der Verdrückung verlegt das willkürliche Thöden unser religiöses Gefühl als ein vermessener Eingriff in den natürlichen Verlauf der Geschide, in dem wir etwas ahnen wie den Willen einer höheren Macht. Sich nicht zu vernichten, weil man sich nicht erschaffen hat, ist eine besondere Wirkung unsern allgemeinen Gesähtes der Abhängigkeit vom Unbegreiflichen, in welchem ja das Wesen der Religion liegen soll. Das Grab war das Beet, in dem in der Urzeit die Wunderthume der Religion gekernt hat, und auch heute erhält sie der Tod lebendig. Weiterer Worte bedarf es wohl nicht; magt sich doch Jeder, so aufgeregelt er sein mag, wenn er mit sich allein ist, über diese letzten Dinge genug Gedanken, um mich völlig zu verlesen.

Vom Väterthum.

Das Leben und Treen der Wangeliten. Beiträge zur Charakteristik der frühlichen Verbindungen auf deutschen Universitäten. Herausg. in B. Nitz u. Comp. 1889 56 Seiten.

Das Schriftchen ist natürlich aus der Feder eines Gelehrten der Wangeliten und zwar wohl eines Akademikers, da ja von Seiten der Wangeliten selbst Veröffentlichungen über ihre eigenen Angelegenheiten nicht erwartet werden können, von anderer Seite her kann aber wenig Beachtung geschenkt werden. Letzteres aber ist dem Verfasser der Schrift ein Fehler zu sein. Denn wenn auch die Wangeliten als Studentenverbindungen wegen ihrer mit dem Wesen der akademischen Jugend wenig vereinbaren, auf dogmatischen Grundsätzen beruhenden Verbindungen kaum je auf dem Lebensgebiete eine wirksame Rolle spielen werden, als sie jetzt thun, so doch ihr Einfluß auf bestimmte Kreise und vorzugsweise auf einen großen Theil der Theologie Studirenden ein stets wachsender und zwar um so mehr, als ihnen nicht immer, wenigstens demittele junge Leute in ihre nur geringe Anwesenheit fordernden geistlichen Kreise zu ziehen. Vor Allen aber sind die Gelehrten, welche dem öffentlichen Leben durch die einseitige strenge kirchliche Nüchternheit der aus dem Wangelitentum in das Breitenstadium übergetreten „alten Herren“ drohen, nicht zu unterschätzen. Es ist daher recht gut, wenn einmal durch ein solches Schriftchen die Aufmerksamkeit auf diese besonders drei Inhaber der Bindungen hingelenkt wird, welche sich nicht bloß nach einer äußeren Erscheinung, als nach den inneren Bewegungen der Verbindung zu weiterer Kenntniss gebracht wird. Jeder wird voraussichtlich das Schriftchen am liebsten von denen gelesen werden, für welche es den meisten Werth hat, nämlich von den Vätern, welche ihre noch unerschöpflichen Schätze am Studium der Theologie der Universität übernehen und dieselben den einseitigen und exzentrisch-religiösen Einflüssen zu überlassen in Gefahr sind, welche für das ganze spätere Leben und amtliche Wirken derselben die größte Bedeutung haben müßten. Schließlich die Mitteilungen und Schilderungen den hauptsächlichsten Verhältnissen entzogen, soll hier nicht entgehend werden, da gerade auf den Universitäten, welche der Schreiber dieser Zeilen einst besucht hat, der Wangel nicht vertreten war. In mancher Hinsicht dürfte indessen doch nicht ganz unpassend zu verfahren werden sein, wenn s. B. das sogenannte „Mittel“ weniger zum Vorwurde gemacht werden können. Einzelne Druckfehler sind jedoch, besonders wo es sich um fremdsprachliche Ausdrücke handelt.

C. G. Surgeon: Der haben für das Babylons. Aus dem Englischen übertr. H. B. Jagen i. B. G. in H. H. u. G. m. H. 124. 56 S. Preis 1/2 Mk. Das Babylons ist ein streng akademisch und zwar kathechistisches (juristisches?) Gesell. Das Babylons ist das christliche Leben unter dem Einfluß der Wissenschaft mit ihrem Skepticismus. Der Faden ist das in der heiligen Schrift verordnete Wort Gottes und der Faden, der zwischen der Wissenschaft und dem Glauben verbindet, ist der Standpunkt des Verfässers, was durch folgende Worte Charakteristik sein. „Ein Buch, vor dem große Geister erschrickt gehabt haben, kann nur von Narren verachtet werden. — Das religiöse Denken machte mehrere Jahrhunderte Fortschritte in einer ehrsüchtigen Weise hinweg von der Wahrheit. Es ist mehr als möglich, daß das neue Denken jetzt eine weitere fortwährende Periode dieser Art beginnt. — Gott hat dem Judentum nicht die Tantalusqual einer Bibel überlegt, die von einer Religion ohne Wahrheit mit langen Worten erklärt werden kann. Wir sind als Bürger gemessen, welche die Wahrheit des neuen Denkens sind und wir geben nicht leicht zu, daß die Wahrheit des Evangeliums absichtlich in Dunkel gehüllt worden sei, damit ihr hoher Verstand sie immer Zeit ermitteln könnte.“ Das wahre Ziel ist zu finden in Christo und dem hellvererendenden Tod des Sohnes Gottes. — Keine Verkündigung, das dem Herrn Jesus Christus kommt der Wahrheit nahe, die nicht in seiner Eimen Perion die zwei Naturen Gottes und des Menschen vereint nicht.

In dieser Perion, in welcher die beiden Naturen verbunden, aber nicht vermischt waren, findet ein wichtiger Wandel statt. Die Fäden, das Spindel des Falters ist die Lebenheit des Nachfolgers. Es ist ein großer Fortschritt für das Glaubensleben, daß wir Jesu nachfolgen, der niemals zweideutete. — Da aber Jesus nie zweideutete, fühlen wir keine Gefahr vor dem Skepticismus. — Bewegung der Sinne durch ein Schnuppern spricht einer Dunkelheit, der wir den Grundstein der Wahrheit in den Augen der Menschheit, einer Entdeckung, die sich bei allen Aenem wiederholt. Der Verfasser hat seine Gedanken in kleinen übersichtlichen Abschnitten mit entprechenden Ueberschriften gegeben. Solche Ueberschriften sind: Der Glaube hat Wunder gewirkt. Was hat der Jovial vollbracht? Der Glaube vertrauen und ein bester Betrug. Die Wissenschaft und die Bibel sind einig. Wissenschaftliche Behauptungen sind nicht unfehlbar. Es ist wenn in der Wissenschaft festgehalten. Die einzelnen Abschnitte bilden ein zusammenhängendes, fortwährendes Ganze. Die entchiedene Sprache zeigt den dem umelten (auch polemisch) gegen Wissenschaft und Skepticismus, daher wohl auch dem und an das Verlebende freitend. Die Fähigkeit des Verfässers ist indessen von seinem Standpunkt aus gewiss eine edele. Das Buch ist mehr für Gelehrte geeignet

und wird auch von den Betreibern eines anderen religiösen Standpunktes mit einem Interesse und nicht ohne Erfolg für deren religiöse Anschauungen und ihr religiöses Gemüthsleben gelesen werden. R. Kgr.

Zum Winter.

Und wenn auch das grüne, frische Blatt
Im Herbst verguldet und zerfällt —
Es hat im Feine geküßt und hat
Gestirbt und erwecket die Welt.
Und es liebt im Winter der alte Welt —
Wenn wieder die Lerche singt.
Und neue, verjüngende Lebenskraft
Durch die starrenden Aeren dringt:
Dann wieder der frische Kraas ihn kranzt —
Und das Blatt im Frühlingegeuht.
Denk nicht, weil es fröhlich grünet und glänzt,
Daß es welken und herben muß.
Und wenn auch manch' alte Seligkeit
Auf immer Dir sich bähnt,
Wird manch' Bäume zu blüh'rem Leid —
Denn aufrecht den fröhlichen Sinn!
Denn seien die Blätter — der Stamm blieb sich n.
Nicht Dich selber verlohst Du zum Glück —
Es werden Frühlingstüfte wech n.
Und die Blätter lehren zurück.

Räthseler. *)

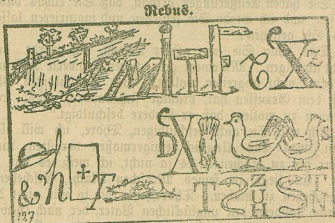
Räthselraum.										
du	*	die	gen	*	den					
* sollt	lein	tes	ketto	*						
woh	*	wög	hast	gen	den	grü	es	*	gen	
* schwim	se	*	o	se	*	zwei	zum	*		
him	net	die	thal	*	*	in	die	ab	ten.	
auf	im	meis	abend	*	*	groß	leht	frü	ben	
* zum	nicht	*	wegen	tie	*	wög	mat	*		
mehr	*	ins	höp'n	gold	wal	stet	mer	*	lein.	
* der	ter	im	ein							
die	und	sgon	gen							

Citaten-Räthel.

Aus jedem der folgenden Sätze ist ein Wort zu nehmen, bei richtiger Wahl ergibt sich ein Ganzes eines bekannten Dichters. 1. In des Waldes disteren Gründen. 2. Trent dich des Lebens. 3. Der Mal ist gekommen. 4. Es blüht das kernte tiefste Thal. 5. Ach nur einmal noch im Leben. 6. Und müßten die Blumen die fleiten. 7. Ich wech nicht was soll es bedeuten. 8. Komm lieber Mai und mache, Die Bäume wieder grün.

Diamant-Räthel.

Die Buchstaben nebenstehender Figur sind so zu ordnen, daß die vritale und die dortigontale Mittelreihe gleich lauten und eine Reovion in diese nennen. Die erste und letzte Reihe enthält je einen Buchstaben, die andern Reihen aber in anderer Reihenfolge nennen: ein Gerant, einen Häh, einen Theil des menschlichen Körpers, ein Zuerpunktionszeichen.



Auflösung der Räthel in letzter Nummer.

Räthselraum.
O darum ist der Berg so schön,
Mit Duft und Strahl und Licht,
Beil' angend über Fluß und Höp'n
So hab er weiter sich.
Und darum ist so süß der Traum,
Den erste Liebe weht,
Nicht schneller wie die Witt' am Baum,
Es welter und entdewet.
Und doch Er läßt lo still erdruht,
So reich das Herz auch;
Ich hab' geliebt, ich hab' geschloht,
Ich prest' auch das ein Gnid.
Emanuel Geleat.
Galgentid.
*) Nachdruck ähnlicher Sachen verboten.

Verantwortlicher Redakteur: S. Repler.